

Zwei Abgeordnete / Von Ibbach

Die jüngere Kaserne bringt der Atem der Weltrevolution. Delegationen aus aller Herren Länder besuchen unser Regiment.
Und wir sehen französische Frontkämpfer in Kasernenmüde und Sowjetstern, jahren deutsche Arbeiter, Proletarier aus Preußen, Sachsen, Thüringen, Braunschweig.

Als er geendet hatte und sich neben Bailiant-Couturier stellte und dieser einen Rotarmistenhelm aufsetzte, schlugen unsere Herzen höher und unser Kubel wollte kein Ende nehmen.
Wir zeigten unsere Kasernen, unsere Arbeitsräume, unsere Ausrüstung. Die Gäste interessierten sich für die kleinsten Kleinigkeiten und besonders für unser Verhältnis zu den Vorgesetzten.

„Das ist unser Abgeordneter im Stadtwort“, stellten wir ihm den Delegierten vor.
„So? Sei gegrüßt, Kollege“, sagte Bailiant-Couturier, „ich bin auch Abgeordneter... des französischen Parlaments.“

Die beiden Abgeordneten Iwan Sajanoff, der Rotarmist und Paul Bailiant-Couturier, der Redakteur der „Humanité“, des Zentralorgans der französischen kommunistischen Partei, schüttelten einander die Hände über den Küchentisch in der Kaserne des dritten Bataillons.
Im chemischen Laboratorium vor dem Schaufaß, wo die Wirkung der Gase (Zprit) geübt wurde, erzählte Bailiant-Couturier, wieviel Tage die französischen Soldaten während des Weltkriegs den Gasattaken ausgesetzt waren.

„Ach, ihr braucht mir nicht zu erzählen, was Zprit ist. Das kenne ich nur zu gut, habe es selbst erlebt.“

Deutsche, Franzosen, Oesterreicher, Holländer, Engländer — Delegierte des Weltproletariats — mischen sich unter die Rotarmisten. Leidenschaftlich unterhalten sie sich in gegenseitig unverständlichen Sprachen. Und verstehen einander. Sie verstehen sich auf den ersten Blick, erfassen den Inhalt, ohne die Worte zu begreifen.
Wir stellen auch unser Mitglied der Regierung, den Rotarmisten Jggankoff, vor.
Ein alter französischer Sozialdemokrat versuchte umständlich festzustellen, welche Sprachen dieses Regierungsmitglied beherrschte, und war sehr erstaunt, als er erfuhr, daß dieser nur russisch spreche.

„Gibt es bei euch auch Brigadstrafe für Soldaten?“ fragte in gebrochenem Russisch ein bulgarischer Delegierter.
Schallendes Gelächter war die Antwort.
Anderer versuchten, indem sie uns von den Kommandeuren weg in eine Ecke zogen, herauszubekommen, wo unser Katzer sei — und wollten uns nicht glauben, daß bei uns etwas Derartiges nicht existiert.

„Wenn die „Hauptmänner“ draußen sind, werdet ihr es uns

schon sagen“, meinten die Franzosen. Die Hauptmänner gingen raus — und dennoch hatten wir nichts zu berichten.
Die jungen deutschen Frontkämpfer tauschen Photographien mit uns aus, geben ihre Adressen und bitten, ihnen zu schreiben.
Beim Weggehen erblickte Bailiant-Couturier den Kaschiren Salitaw, der gerade Wache hielt, und begann mit uns ein langes Gespräch über die Stellung der Nationalitäten in der Roten Armee.
Salitaw sprach schweigend und zeigte lachend seine Zähne. Ein Wachtposten darf ja nicht sprechen.
... Die Delegationen sind abgefahren und wieder begann der Alltag. Noch eifriger stürzten wir uns auf die Vorbereitungen zur Prüfung...

Auf dem Kasernenhof wurde die Regimentsparade abgehalten. Fünfzig Rotarmisten wurden zu Kommandeuren der Roten Armee ernannt.

Uns Ibbach „Mit Flinten und Buch“. Deutsch von Michail Swetsch.

Schädel einschlagen oder sie mit Wohltätigkeitsbrotten bestechen.
Unsere Landwirtschaft ist zerstört, unsere Industrie bricht zusammen unter der Last der eigenen Produktionsmöglichkeiten, weil wir es nicht verstehen, unsere Reichtümer zu verteilen.
Während bei uns wirtschaftliche Talentslosigkeit, politische Unbeholfenheit und finanzieller Bankrott herrschen, kann die Sowjetunion mit einem Budgetüberschuß von 750 Millionen aufzutumpfen, ihre Bevölkerung ist bis auf den letzten Mann beschäftigt, ihre Landwirtschaft auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, steigert den Ernteertrag ihrer Betriebe, und Werte schaffen, mehrern sich und sind von dem Lärm der Arbeit erfüllt, ihre Leitung ist ideenvoll, es herrscht dort eine nie dagewesene Arbeitsruhe von Hoffnung und Sicherheit.
Zum Schluß entlarvte Shaw die Verleumdungen gegen die Sowjetunion, indem er den Amerikanern ein „interessantes Spiel“ vorschlug:
Man nehme eine Kollektion englischer Zeitungen Ende des 18. Jahrhunderts — der Epoche der Freiheitskämpfe Amerikas —, streiche alle Namen und Daten und lasse raten, von welchem Lande hier die Rede sei.
„Das ist das für ein Land“, werden Sie fragen, das alle sozialen Bande vernichtete, in Anarchie versank und der Willkür eines Häufleins gottloser Gecken, Trunkenbolde, Wüstlinge, Diebe und Mörder preisgegeben ist? Ihre Freunde werden es nicht erraten; sie werden sagen, es sei Rußland, während es sich um Amerika handelt.
So schrieben die englischen Zeitungen, aber jetzt steht in London die Statue von Washington, und morgen wird in New York Lenins Statue stehen.“

Lenins Statue in Newyork

Vor kurzem hielt Bernard Shaw im Rundfunk eine Rede, die für den amerikanischen Hörer bestimmt war und sich hauptsächlich mit der Gegenüberstellung der Sowjetunion mit der kapitalistischen Welt befaßte.
Bernard Shaw führte aus:
„Hallo, Amerika! Hallo, liebe Jungen, die noch vor einem Monat behaupteten, ich sei durch meine Rußlandreise völlig verblödet worden! Nun, wenn die letzten Meldungen aus Amerika zutreffen, merdet ihr es jetzt kaum wiederholen. Rußland müßte euch doch jetzt auslachen. Es hat uns zum Narren gemacht, es hat uns geschlagen, beschämt, aus dem Geleise geworfen und fast kampfunfähig gemacht.
Euer Präsident, der sich eine Verhöhnung erwarb, weil er Millionen ausgehungerten Einwohner des durch den Weltkrieg verwüsteten Europa ernährte, ist nicht imstande, in Friedenszeit sein eigenes Volk zu ernähren.
Der Verweisungsbescheid unserer Bankiers rief ein lautes Echo in der ganzen Welt und einen Sturm der Mäuber auf die englische Bank herab, die sie vernichtete. Das Defizit unseres Budgets erreicht 850 Millionen Dollar, das Defizit eures Budgets 1500 Millionen Dollar.
Unsere Wirtschaftsträger sind nicht imstande, drei Millionen Arbeiter zu ernähren, eure waren doppelt so viel aufs Pfaster. Sowohl unsere als auch eure Staatsmänner finden keinen Ausweg aus der Lage und können nur den Hungernden die

nicht mehr helfen. Und nun kommts: die Reallohne (nicht etwa die tatsächlichen Löhne) müssen erhöht und die 40-Stunden-Woche (ohne Lohnausgleich) eingeführt werden. Seine einzige Sorge war, daß „den radikalen Elementen ein guter Boden“ gegeben sei.
Mit solchen Vorträgen wird das Kampfbild der Arbeitnehmer bewußt v e r f ä l s c h t, der Rundfunk praktisch mit Hilfe der Banzen in den Dienst der Unternehmer gestellt.

Die rote Welle
Die Lücke bei Dwinger

Am Sonntagabend wurde Edwin Erich Dwinger auf der „Deutschen Welle“ als „Dichter der deutschen Nation“ angekündigt.
Warum? Weil er in vollendeter Weise den Zusammenbruch der weißen Armeen unter den Schlägen der Bolschewiki, weil er die Rüge aller imperialistischen Interventionsarmeen, „die mit großen Pfaffenworten von Gott, Religion und Menschenliebe sprachen und an Del, Petroleum und ihre eigene Macht dachten“, in seinem Buch „Zwischen Weiß und Rot“ enthüllte?! Warum so große Worte, wir stellen uns Dwinger viel bescheidener und ehrlicher vor.
Dwinger las aus seinem Buch das Endkapitel vom Untergang der Koltschakarmee auf dem Baikalsee vor. Wenn man es hörte, klang es nicht nur wie Geschichte, sondern wie eine visionäre Prophezie des unentrinnbaren Schicksals aller kommenden weißen, konterrevolutionären Armeen dieser kapitalistischen Welt: geschlagen, aufgelieben und vernichtet von der siegreichen Kraft der Roten in aller Welt. An dieser (ungewollten) starken Wirkung änderte auch nichts die berühmte „Zensur“, die einige für die Grundhaltung des Autors in diesem Buch entscheidende Stellen unterstrich. Ein Gespräch zwischen Ilya und dem Verfasser. Zwei Zeilen vorher wurde die Vorlesung unterbrochen.
Es hieß da:
„Du weißt, daß ich kein Reaktionsär war... Ich durfte ja meine Meinung nie aussprechen. Du wirst urteilen... Beurteile niemand ungeprüft — ja, gib auch den Roten das Recht, das ihnen gebührt. Denn, Bruder, sei es, wie es sei: sie haben ein großes Werk vollbracht, wie kaum ein zweites auf dieser Welt vollbracht wurde. Sie haben alle unsere Armeen zerschmettert, eine nach der anderen. Und haben ein Neues in die Welt gestellt, auf einer Wüste von Trümmern. Sei es gut, sei es schlecht — eines ist sicher: es ist groß, kraftvoll, gigantisch. Dies zu sagen, will die Gerechtigkeit. Ja, dies will die Gerechtigkeit...“
Ja, die Gerechtigkeit wollte es, aber nicht die Deutsche Welle! Und darum fiel dieser Abschnitt aus. Von Dwinger war es nicht sehr mutig, darauf zu verzichten.

Das Lohnbauprogramm im Rundfunk
Nicht nie ist die Parteilichkeit des Rundfunks so stark zum Ausbruch gekommen, als in diesen Tagen und Wochen bei der Behandlung wirtschaftlicher Fragen. Ueber die Streikbewegung findet grundsätzlich überhaupt keine Berichterstattung statt, trotzdem das Millionen Hörer mehr interessiert als „geistliche Reformationsmusik“.
Das ist ein Reformistischer Bunge. So stand am Freitag S. A u f h ä u s e r am Mikrophon der Deutschen Welle, um nicht etwa über Lohnforderungen, Streik, ja noch nicht einmal über Schiedssprüche oder den berüchtigten Wirtschaftsbeirat Hindenburg zu sprechen. Kein Wort davon! Aufhäuser erzählt, daß die „Inzulänglichkeit dieses Systems durch die Krise bewiesen“ sei, auch eine Inflation könne

Das sind so einige ganz kleine „Nebenächlichkeiten“ aus einem bürgerlichen Durchschnittsfilm ohne besondere Tendenz und mit viel relativ harmlosen Wöbfinn. Man sieht daraus, wie die herrschende Klasse sich das Proletariat vorstellt oder wünscht.
Fenny Jugo und Hermann Thimig spielen nett und erheitert, aber besagte „Reinlichkeiten“ machen trotzdem den Film für uns unverständlich.

Film Die Biene

Manch Start in die Ehe. Ufa — Kurfürstendamm.
Der Chauffeur bekommt ein paar Badpfeifen, die er grinsend einsteckt. Die Köchin wird dauernd „Alter Trampel“ und ähnlich tituliert, worauf sie mit Achselzucken reagiert. Der Büroangestellte ist ein verächtliches Männchen, das in Ehrfurcht vor dem hohen Chef knirscht.
Das sind so einige ganz kleine „Nebenächlichkeiten“ aus einem bürgerlichen Durchschnittsfilm ohne besondere Tendenz und mit viel relativ harmlosen Wöbfinn. Man sieht daraus, wie die herrschende Klasse sich das Proletariat vorstellt oder wünscht.
Fenny Jugo und Hermann Thimig spielen nett und erheitert, aber besagte „Reinlichkeiten“ machen trotzdem den Film für uns unverständlich.

„Eine Razzia in Paris“ (Gloria-Palast)

Die französischen Filmproduzenten sind den deutschen in mancher Beziehung überlegen. Die deutsche Filmpropaganda, Abteilung Luftstiegsillusion, begnügt sich damit, den Wertigkeiten vorzusummern, sie können durch Intelligenz, Kraft, Schönheit oder Zufall reich und glücklich werden. Die Franzosen sind raffiniert. Sie zeigen den besagten Aufschwung nicht, ohne den Abstieg folgen zu lassen. Schuster, Bleich, du fühlst dich „bort oben“ doch nicht wohl. So geschieht z. B. in dem stummen Film „Die neuen Herren“ und etwas abgewandelt in dem neuen Pariser Tonfilm.
Wie das gemacht ist, mit Geschmack, Grazie und allerlei Einfällen... ein Thema für sich. Wie barbarisch, wie parvenühäufig wirken selbst „gute“ deutsche Filme neben solch einem überfeinerten Endprodukt einer langen bürgerlichen Kulturtradition. Die dümmsten Albernheiten sind anmutig, wenn Schauspielerei wie Préjean oder Anabella sie singen, und man muß nur einmal die natürlichen, taktvollen Liebeszenen mit der glühmig-muffigen, standesamtlich konzessionierten Erotik in „Hurra — ein Junge!“ vergleichen, um den Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen Bürger deutlich zu sehen. Es ist ein Unterschied im „Stil“, in der Methode. Nicht mehr, selbstverständlich.
So ein französischer Film wäre also gefährlicher als her deutsche Art, weil er formal unergleichlich besser ist? Nur bei bestimmten Publikumskreisen wirkt er stärker als das primitive Durchschnittsgewicht oder die bewußende Aufmachung. Für jeden Geschmack wird eben geforgt. Jeder wird da gepackt, wo

KUNST und Proletariat
Ein Künstler des ostjüdischen Proletariats.
J. D. Kirshenbaum.
Die interessante Entwicklung eines proletarischen Künstlers. J. D. Kirshenbaum kam vor elf Jahren aus Polen nach Deutschland. Im chassidischen Geiste erzogen, wollte er damals noch Rabbiner werden. Doch die Arbeit als Kumpel im Ruhegebiet half die religiöse Mystik verdrängen, deren letzten Reste bei diesem ungewöhnlich fähigen Maler und Graphiker noch immer nicht ganz überwunden sind. Weltanschaulich befindet er sich heute in einem Übergangsstadium zwischen Mystik und Marxismus.
Die Genossen der Bildram erscheinen, soweit sie daran Interesse haben, zur Mitarbeiterkonferenz des Feuilletons der „Roten Fahne“ am Freitag, dem 6. November, abends 8 Uhr, im „Graphischen Bld“, Endestraße 4.
Hoffentlich wird die Ideologisch aufsteigende Linie hier nicht, wie bei den Vorläufern Kirshenbaums, den großen proletarischen Malern des Ostjudentums Chagall und Jankel Adler, in ein ähes Absteigen umschlagen. Jedenfalls muß da noch ein harter Kampf um die vollständige Erfassung der zeitgemäßen revolutionären Weltanschauung, des dialektischen Materialismus ausgefochten werden.
Kirshenbaum malt seine Kindheitserinnerungen. Das Milieu des ostjüdischen Proletariats wird von ihm in malerisch meisterhaften Aquarellen und Delbildern suggestiv und faszinierend vor die Augen geführt. Diese ganze unter vielfacher Verfolgung leidende, von allen Seiten gehetzte, abergläubische, religiös beschränkte und doch... wertvolle, entwicklungs- und produktionsfähige Welt eines verästerten Menschenlagers erscheint hier lebendig, körperlich greifbar, wie kaum je zuvor. Aquarelle wie „Verlobung“ oder „Vater und Sohn“, Delbilder wie „Der Ausrufer“ oder „Das Alter“ stehen in ihrer Art einzig da. Ein wichtiges künstlerisch-soziologisches Dokument ist die Kadierung „Bogrom“. Wie wird sich Kirshenbaum entwickeln? Wohin führt sein Weg?
*) Ausgestellt in der Galerie Weber, Derfflingerstraße 28.)